



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dankbarkeit unserer Neger

Dankbarkeit unserer Neger

Von Schwester Cajetana Brandl, O. S. D.

Gegenüber dem Missionspersonal zeigen unsere schwarzen Christen eine große Anhänglichkeit und auch wirkliche Dankbarkeit. Manche Leute, auch solche, die schon lange in Afrika leben, sprechen dem Schwarzen jedes Gefühl der Dankbarkeit ab. Sie behaupten, daß der Neger stumpf und gleichgültig sei gegen alle seine Wohltäter und daß er sich ihnen gegenüber nicht erkenntlich zeige. Das ist jedoch ein ganz ungerechtes Urteil. Wir sind davon zur Genüge überzeugt.

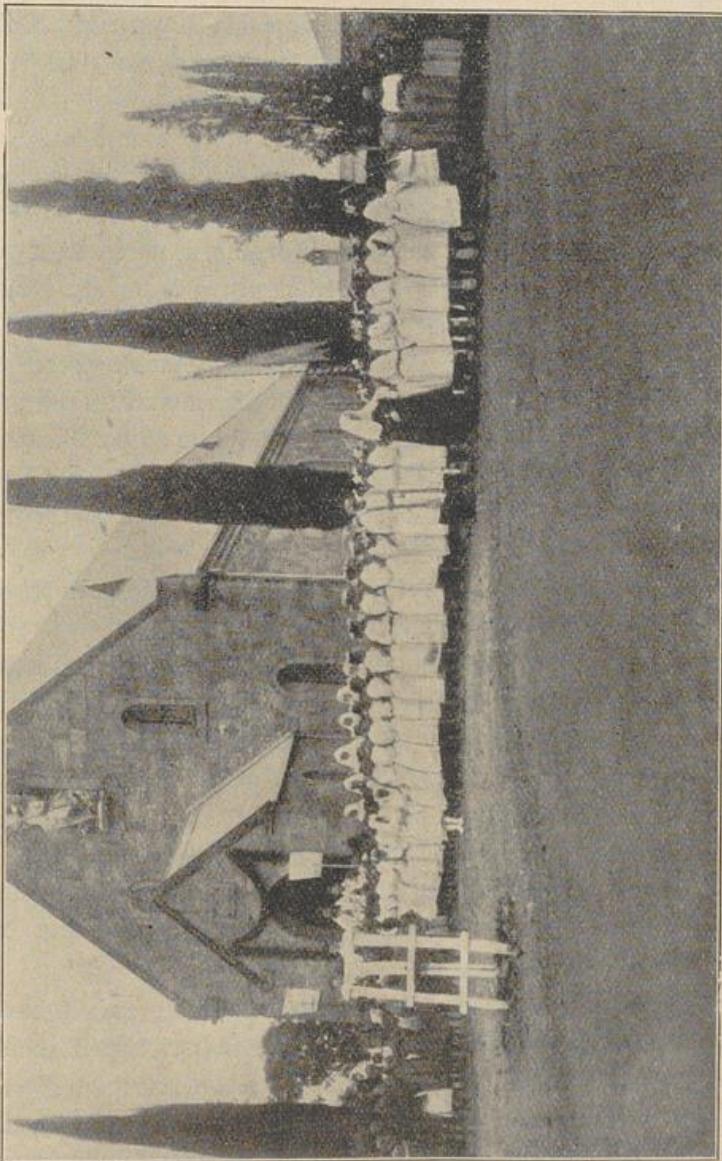
Es gibt gewiß auch im heidnischen Afrika, mehr noch als im christlichen Europa undankbare Menschen. Aber diese bilden im großen Ganzen die Ausnahme von der Regel und dürfte nicht als Maßstab zur Beurteilung der Neger im allgemeinen genommen werden. Es ist ja wahr, dem Schwarzen fehlt die seltene Tugend der Uneigennützigkeit, daher wird es ihm oft schwer, seinen Wohltäter als solchen anzuerkennen.

Von den weißen Kaufleuten und Farmern, mit denen sie in Beührung kommen, werden sie für gewöhnlich aufs schändlichste zu ihrem zeitlichen Nachteil betrogen, von ihren Arbeitgebern oft unterdrückt und mißhandelt, angesichts des Gesetzes ziehen sie den kürzeren den Weißen gegenüber, Gerechtigkeit und Unparteilichkeit scheint es in vielen Stücken für sie nicht zu geben, bei vielen Gelegenheiten werden sie geradezu wie das Vieh behandelt. Somit kann er von seinen Unterdrückern und Tyrannen nicht viel Gutes erwarten. Deshalb steht sein Vertrauen zum Europäer so ziemlich auf dem Gefrierpunkt. Erhält er dann von Zeit zu Zeit von ihm eine Wohltat, nun ja, so schaut er das als etwas Selbstverständliches an; es gebührt ihm gewissermaßen als eine kleine Entschädigung für viel anderweitig erlittenes Unrecht.

Der Neger sieht nur in seinen Eltern und vor allem in seiner Mutter, seinen wahren Wohltäter. Ihre Liebe bezahlt er auch mit einer bewunderungswürdigen Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Die Mutter geht dem schwarzen Kinde über alles. An sie denkt es beständig und es erfüllt auch in der Fremde ihre Wünsche. Ist die Mutter krank oder gar gestorben, dann eilt es bei der Nachricht davon nach hause, sollte auch die Reise noch so weit und beschwerlich sein. Wird die Mutter beleidigt oder geschnäht, so rächt das Kind unverzüglich diese ihr angetane Schmach.

Unter den verschiedenen Weißen, die in das Land kamen, lernten die Eingeborenen auch die Missionare kennen. Sie sehen ihre täglichen Ar-

beiten und unverdrossenen Mühen um die Schwarzen. Und für alles dies verlangten die Missionare gar nichts von den Negern. Das war ihnen neu und unbegreiflich. Wenn ihnen vom Missionar oder der Schwester



Einzug aus der Kirche nach der Feier der erneut hl. Weiße in St. Michael

gesagt wurde, daß sie für ihre Arbeiten in der Mission weder von der Regierung noch von anderswoher eine Bezahlung bekommen, sondern daß sie es um Gotteslohn und aus christlicher Liebe zu den Schwarzen, die sie als ihre Brüder und Schwestern anschauen, tun, dann gab es wohl anfangs ungläubige Gesichter und feines, überlegenes Schmunzeln. So

etwas tut ja doch der Weiße nicht; er muß doch für seine Arbeit seinen guten Gewinn haben. Er wird uns halt mit seinen Kirchen und Schulen das Land wegnehmen wollen, und dafür gibt er uns süße Worte über den lieben Gott und seinen Himmel, den wir nicht mit Augen sehen. Dabei ist er ein geheimer Spion der weißen Landesregierung, der uns seiner Zeit an sie verrät.

Wie staunten sie auch, als sie hörten, daß es in Deutschland und Amerika viele Weiße gebe, die sich lebhaft um die Schwarzen uneigen-nützig interessieren, die die kleinen und großen Krauseköpfe herzlich gerne haben, die die Missionare großmütig mit Liebesgaben unterstützen, um es möglich zu machen, daß das Werk der Seelenrettung unter den afrika-nischen Volksstämmen befördert werde.

Nur allmählich glaubten und begriffen sie es, denn die Worte der Missionare wurden nur zu offen durch die nachfolgenden Tatsachen be-stätigt. Je mehr sie dann von unserer Uneigennützigkeit hierin überzeugt wurden, um so größer wurde dann auch ihre Anhänglichkeit und Dank-barkeit gegen die Missionare und deren Freunde in Deutschland und Amerika.

Als Beleg hierfür will ich ein Beispiel aus unserer Mission anführen. Im Jahre 1908 wurde die von den Jesuiten gegründete Missionsstation Keilands den Mariannhiller Missionaren übertragen. Die dortmals hier tätigen Dominikanerinnen von King Williams Town wurden zu gleicher Zeit mit den Schwestern vom kostbaren Blut ausgewechselt. Das war ein unbegreiflich harter Schlag für die damaligen Christen in Keilands, die mit größter Liebe und Dankbarkeit an den Dominikanerinnen hingen. Als sich nun die Schwestern von den Schwarzen verabschieden mußten, ja da gab es großes Jammern und Klagen und Weinen. Manche liefen stunden-weit dem Wagen voraus, um alle Steine und alles Gesträuch aus dem Wege zu schaffen.

Sie weinten und klagten um ihre ersten Wohltäter und Freunde, und bis heute noch haben sie uns ihre Liebe, Anhänglichkeit und Dankbar-keit bewahrt. Beweis dafür ist die unverstellbare Freude, mit der sie uns aufnahmen, als wir vor wenigen Jahren wieder nach Keilands zurückkehrten, um gemeinschaftlich mit den Mariannhiller Missionaren zu arbeiten.

In den Augen der Schwarzen gilt von vornherein jeder Weiße als reich, unermäßlich reich, sei er ein Beamter oder Kaufmann oder Farmer oder auch Missionar. „Wenn die Mission nicht reich wäre, wie sollte sie dann so große Kirchen und Häuser bauen können? Wie wäre es dann mög-lich, die vielen Lehrer und Arbeiter zu bezahlen?“ Jedes kleine Haus aus

Steinen und Blechdach mit entsprechender Einrichtung ist ja schon etwas großartiges in den Augen unserer Schwarzen mit ihren Bienenkörben aus Lehm und Strohdach als Wohnung.

Erst nach und nach kommen wenigstens die Christen zur Einsicht, daß die Mission doch arm sei und der Unterstützung bedürfe, daß es für die Missionare einfach unmöglich wäre, ohne die Beihilfe von Wohltätern das Missionswerk weiter zu führen.

Allmählich erwacht dann auch in ihnen das Gefühl ihrer eigenen Pflicht zur Missionshilfe. Somit bringen sie gerne ihr Scherflein als Opfer bei der monatlichen Kollekte in der Kirche und etwas mehr noch bei gewissen Gelegenheiten.

So wurde z. B. im vorigen Jahre vom Hochw. Herrn Bischof Ad. Fleischer von Mariannhill ein Aufruf an alle Christen im hiesigen Lande erlassen, etwas beizusteuern für den Unterhalt des neuen Seminars für einheimische schwarze Priesterkandidaten. Unsere Christen von Keilands, obwohl der größte Teil derselben einem andern Vikariate (Port Elisabeth) angehört, veranstalteten eine Sammlung und brachten 120 Goldmark in Geld zusammen. Ebensoviel ist noch gezeichnet, aber noch nicht eingegangen. Angeichts der großen Armut unserer hiesigen Leute ist das, was sie für das eingeborene Priesterseminar getan haben, gewiß nicht zu unterschätzen.

Mit der Dankbarkeit der Christen und ihrer Fürsorge für die Mission geht ihre Abhängigkeit an den Missionar, an die Brüder und Schwestern Hand in Hand. Traurig schauen sie den lieben Vater nach, der nachdem er längere Zeit bei ihnen geweilt hat von ihnen Abschied nehmen muß. So war es zum Beispiel, als P. Nikolaus Scheb von hier abreiste, um sich nach Europa zu begeben. So war es, als vor einigen Jahren unser guter, unvergesslicher Br. Simon am Maria Himmelfahrtstage starb, der so viele Jahre hindurch als Maurer und Zimmermann die schwersten Arbeiten unermüdlich verrichtete und im Geruche großer Heiligkeit von hier schied. Alles, groß und klein unter unsren Schwarzen trauerten aufrichtig um ihn. Bei seinem Leichenbegängnis stritten sich unsere Männer um den Vorrang den Sarg zu Grabe tragen zu dürfen.

Unsere Eingeborenen schauen nämlich gar arg darauf, immer nach Rang, Würde und Alter zu handeln. Nur die würdigsten und ältesten hätten nach ihrer Ansicht den Sarg tragen dürfen, aber die Liebe und Dankbarkeit für ihn drängte manchen jüngeren Mann, dem verstorbenen Bruder diesen letzten Dienst zu erweisen.

Einen anderen Beweis von Treue und Liebe, aber auch von heroischem Heldenmut gab einmal ein junger Bursche, unser jetziger Lehrer Georg Nyimbana. P. Nikolaus Scheb und Br. Nikolaus Pickel besorgten einmal eine Arbeit am jenseitigen Ufer des Großen Kei. Beide waren, ganz nahe beim Fluß, in ihr Unternehmen so vertieft, daß sie es gar nicht merkten, daß allmählich der Fluß anschwoll. Endlich, da es schon ziemlich bedenklich war, sahen sie es und schleunigst machten sie sich auf den Heimweg über den Fluß. Sie erreichten noch ganz gut die Insel, aber o weh! es war keine Hoffnung mehr, den zweiten Arm des Flusses zu überschreiten. Einige Versuche wurden zwar gemacht, die aber nur soviel Zeitverlust bezweckten, daß es nun auch zu spät war, wieder auf dem Wege, den sie gekommen zurückzukehren. Beide waren auf der Insel gefangen und das Wasser stieg ganz unheimlich höher. Oft und oft ist die ganze Insel mehrere Fuß hoch vom Wasser bedeckt und es ist für irgend jemanden völlig ausgeschlossen, dem Anprallen der rasenden Wogen zu widerstehen.

So weit war es allerdings für die beiden noch nicht, aber es konnte nur eine Frage von ganz kurzer Zeitfrist sein. Ihre Rufen und Ausschauen nach Hilfe war vergeblich; zudem trat bereits die Abenddämmerung ein. Die beiden machten sich aufs Schlimmste gefaßt. Aber sie wurden von Georg am jenseitigen Ufer erkannt oder gehört. Er warf sich, als es schon dunkel war, in den reißenden Fluß und kämpfte sich durch die Wellen bis ans diesseitige Ufer, um den Rektor der Mission, P. Albert zur Hilfe zu rufen.

Es war abends acht Uhr, während gerade unsere Christengemeinde nichts Böses ahnend bei der Anbetungsstunde vor dem ausgesetzten Allerheiligsten in der Kirche versammelt war. Flugs begab man sich zum Fluß mit Beihilfe einiger Esel wurde das Boot an Ort und Stelle gebracht. Es war stockfinster. Die Laterne, die man mitgebracht hatte, verhinderte nicht, daß man von einem Loch ins andere fiel.

Unter vielen Mühen und Bedrängnissen gelang es endlich noch rechtzeitig, die zwei hart bedrängten von der Insel ans diesseitige Ufer zu bringen. Es war wiederum Georg, der das Boot mit sicherer Hand leitete und nicht ohne Lebensgefahr die Rettung der beiden bewirkte.

Eines Tages fiel ich selbst vom Pferde in den Fluß, da gerade im Fluß der Bauchgurt des Sattels abriß. Eine schwarze Frau sah es von weitem und kam ohne weiteres herangelaufen, um mich aus dem Wasser zu fischen und auf ihrem Rücken durch den Fluß zu tragen. Ihre Liebesmüh war jedoch nicht nötig, da noch andere Leute zugegen waren, die mir

ein anderes Pferd mit besserem Sattel zur Verfügung stellten. Von meinem oormaligen Aussehen im Dominikanerinnen-Habit, der weiß hätte



Schusterhänschen in Czenstochau

sein sollen, will ich übrigens wohlweislich ganz still sein. „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“